

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 251. Bromberg, den 29. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(10. Fortsetzung.)

Juliane öffnet das Kästchen. „Hier nehmen Sie den Schuldschein, den er mir freiwillig hierließ! Übermitteln Sie ihn bitte! Meine Abschiedsworte soll er nicht begleiten. Alles übrige, Hortense, trage ich vor mir selber gern und mutig. Gehen Sie jetzt! Und möge das Leben Sie vor dem Schicksal bewahren, das ich tragen mußte!"

Da befiehlt ein weites, großes Gefühl Hortense, diese Frau in den Arm zu nehmen und zu küssen . . . Ihr ist, als hätten ihre Worte eine Wand niedergerissen.

„Ich verstehe Sie! Wie gut verstehe ich alles! Uns Künstlerinnen trennt ja nicht die Schranke der Gewohnheit und Denkfaulheit . . ."

Wie Freundinnen, beinahe wie schwesterlich durch das Walten des Schicksals Verbundene, nehmen sie voneinander Abschied . . .

Achaz wartet bis Mitternacht auf die Rückkehr Hortenses. Als sie nicht kommt, wallt ein harter Zorn in ihm hoch. Der Mann erlebt in dieser Stunde seine Wiedergeburt . . .

„Champagner!" schreit er den Kellner an.

Der kurländische Baron leistet ihm Gesellschaft. Er treibt Achaz mit bittenden Worten zum Spieltisch: „Messen uns aus Grundsatz! Hie Preußen, hie Schweden! Los!"

Achaz gewinnt dem Baron in dieser Nacht fünfzehntausend Taler ab. Zehntausend zahlt ihm der Baron sofort auf den Tisch, für den Rest händigt er ihm eine Anweisung auf eine Hamburger Bank aus.

„Revanche ist süß", sagt er beim Abschied . . ."

„Ich spiele nie mehr!" entgegnet Achaz. „Es war mein letzter Einsatz."

Der Balte schüttelt den Kopf, als hätte er etwas ganz Dummes gehört.

Als Achaz nach seinem Zimmer gehen will, kommt ihm der Kellner in die Quere gelaufen. Er fragt ihn nach Hortense. Das gnädige Fräulein habe die Koffer holen lassen, die Rechnungen bezahlt und sei abgereist, erwidert er. Fast muß er lachen, als er in Achaz' verdutztes Gesicht schaut.

Am nächsten Morgen bekommt Achaz zwei Briefe. Den mit Julianes Handschrift erbricht er zuerst. „Der Vorfall gestern abend", schreibt sie, „von dem mir Hortense Geraldi berichtete, wie schrecklich hat er mich getroffen! Aber glaube mir — ich schwöre es — ich bin unschuldig daran und ebenso überrascht wie Du. Ewig wird nun dieses Häßliche zwischen uns stehen. Ja, ich weiß es, es wird — widersprich mir nicht! Ich kenne Dich. Von dem Schmerz, den ich dabei empfinde, Dich auf solche Weise zu verlieren, darf ich nicht sprechen. Aber glaube mir, es ist so besser für Dich! Du wirst mich im guten Andenken behalten, wenn Du nichts von all dem erfährst, was nun folgt. Denn wenn ich auch den Schutz des Königs habe, der Vorwurf, einem Menschen wie diesem falschen „General" Senig vertraut zu haben, wird lange auf mir lasten, und ich kann mich selbst von meinem Leichtsinn nicht freisprechen. Ich könnte Dir nicht mehr wie bisher mit freiem Gefühl gegenübertreten. Darum begreife mich, wenn ich Dich bitte: laß diesen Brief einen Abschied sein! Vielleicht schenkt mir das Schicksal noch einmal Gelegenheit, Dir wieder etwas zu sein — dann könnte ich Deiner eher wert sein als jetzt. Nur jetzt bitte ich Dich um Schonung. Das Leben gab mir schon so vieles zu tragen. Dies ist das Schwerste. Aber es muß sein. Suche mich nicht! Ich habe mich vom Operndienst ein paar Tage entbinden lassen und reise. Leb wohl, Achaz! Erinnerungen werden schöner, je älter sie werden." — Achaz stellt sich vor, welche Mühe es ihr gemacht haben muß, diesen Brief zu schreiben. „Ich darf Dir nicht im Wege stehen", heißt es zum Schluß. „Das Vaterland ruft Dich. Du hast andere Aufgaben, als einer Tänzerin Jérômes zu huldigen."

Er hat einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Tänzerin Jérômes! Sie hat es wohl nur geschrieben, um ihn abzuschrecken . . . mit diesem feindlichen Bild! Heiß steigt es in ihm empor. Fast wie Haß. Gegen sie, gegen das Schicksal. Wird er sich je von diesen Erinnerungen befreien können, die selige Peinigung sind? —

Ein zarter Duft steigt aus dem Brief Hortenses, als er ihn öffnet. Die großen, geraden, klaren Buchstaben atmen feierlichen Tag, während Julianes elegante Schriftzüge wie Wirrnis sommerlicher Nächte sind . . .

„Ich habe mit Juliane ausführlich über alles gesprochen. Sie wird Ihnen schreiben. Fügen Sie sich ihren Entschlüssen! Es gibt in Julianes Leben ein Geheimnis, über das sie mit niemand spricht. Aber an Senigs wie an Sandens verwerflichen Taten hat sie keinen Anteil. Das weiß ich nun. Verzeihen Sie mir, wenn ich gestern abend nicht mehr kam! Ich habe Juliane versprochen, Ihnen diesen Schuldschein zu übermitteln und dann abzureisen. Fragen Sie nicht weshalb! Oder fragen Sie sich selbst, ob Sie ein Frauenherz noch verstehen können! Juliane und ich scheiden als Freundinnen. Und wenn Sie uns beiden einen Wunsch erfüllen wollen, so ist es der: lassen Sie die Hände vom Spiel und Leichtsinn! Werden Sie wieder der kühne Reiter und Vorkämpfer, den wir einst kannten! Das Vaterland erwartet Sie. Ich möchte Sie wohl wiedersehen, aber nicht mehr so, wie heute . . .

Ihre Hortense Geraldi."

Zuerst findet Achaz diesen Brief anmaßend . . . Dann — nach einem Tag — in seiner Aufrichtigkeit erfrischend.

Die Präfektur teilt ihm mit, daß sie die Kontributionsforderungen aufrechthalte.

Da ballt Achaz die Fäuste. Die Schamröte steigt ihm ins Gesicht. Auch noch um Gnade gebettelt hat er bei den Feinden . . .

Er packt. „Herr Wirt, die Rechnungen!" — Der Juwelier ist bezahlt. Der Hofgärtner desgleichen.

Als der Reisewagen aus Kassel hinausrollt, sieht Achaz nicht aus dem Fenster . . .

Es ist ihm, als fahre er von einem Begräbnis weg aus einer toten Stadt.

Aller Glanz ist erloschen . . .

*

„Lauter Hitzköpfe . . .! Schon genug davon! Louis Ferdinand einst ebenso! Alles daran setzen, um Krieg mit Hilfe der Verbündeten zu führen! Jetzt Preußen allein! Sollen Geduld haben, die Hitzköpfe! Sagen ihnen das, Scharnhorst!"

Der König befiehlt es laut und abweisend. Und er denkt bei dem Namen Louis Ferdinand nicht daran, daß er jetzt dieselbe Politik verfolgt, die jener aus Bündnissen erwartete . . .

Mit dem lakonischen Bescheid wendet er den Rücken, läßt seinen militärischen Berater stehen und geht hinaus. Scharnhorst klappt das Aktenstück zu, das er in Händen hält. Na, schön, er wäscht seine Hände in Unschuld, wenn der Volkszorn von allein überkocht und den Widerwillen des Königs gegen kriegerische Handlungen wie eine Feuerwelle überspringt.

Im Augenblick kann man nichts machen. Der König kommt nicht zurück. Also — der Vortrag ist beendet. Er kann seine Pläne wieder unter den Arm nehmen.

In einem Vorzimmer warten Schill und Lützow. Scharnhorst tritt zu ihnen. Ein sarkastisches Lächeln umspielt seine Lippen. Sein stilles Gelehrtengesicht, von dem die Diplomaten sagen, es sei so faltenreich wie seine Seele, verschleiert seine Gedanken. Des Königs liebster Berater nennt man ihn. Nun, er könnte auch des Königs stärkster Gegner heißen. Aber niemand ahnt diesen Gegensatz in seiner Seele. Die Zeit ist noch nicht da, das Ährenfeld noch nicht reif, der Schnitter wartet. Da darf Scharnhorst nicht zeigen, daß er des Königs Zaudern verurteilt.

„Meine Herren Kameraden", sagt er halblaut, als fürchte er, man könnte seine Worte als Angst deuten. Sie sind zwar volkstümlich. Ich selbst rauche nur Schillkanaster, und zwar aus einer Meerschaumpfeife, die Ihren Kopf trägt, Lützow, aber . . . so volkstümlich sind Sie aber immer noch nicht, daß der König Ihnen das Volk und seine Wehrkraft anvertraut . . . Wann wird dieser Fall mal eintreten?" — In seinem philosophischen Gesicht kreuzt sich der Hochflug der Gedanken mit der Schwermut der Wirklichkeit. Er verstummt.

Die berühmten Reiterführer wissen es richtig zu deuten. Sie sehen einander in die Augen. „Aus!" heißt das. Und gleichzeitig ist es ein Gelübde: Dann handeln wir eben allein Voll verantwortlich. Wir reißen das Volk mit . . .

„Exzellenz?"

„Bitte!"

„Wie würden Sie es einschätzen, wenn wir nun plötzlich in Westfalen auftauchen? Das Volk — dessen sind wir sicher — begrüßt uns jubelnd. Die Scharen stürmen uns zu. Jugend und Alter bewaffnet sich. Wir wecken Deutschland auf!"

Der martialische Schill, den in Berlin jedes Kind auf der Straße grüßt, der Schill, der die Festung Kolberg, die er gegen eine Übermacht verteidigte, für Preußen unversehrt erhielt, der Schill, den sein Husarenregiment für einen Wallenstein hält, starrt nun in das klug und kühl abwägende Auge des Schöpfers des neuen preußischen Heeres. Da sieht er einen Funken aufglimmen, der den Ausdruck der Augen verändert, der zum begeisterten Feuer wird, das dieses ernste Gesicht verjüngt und verschönt.

„Ich würde, meine Kameraden, wissen, daß ich zu euch gehöre. Und wie die Sache auch ausgeht: Sie haben recht. Die Sache weckt Deutschlands Gewissen."

Da scheiden Schill und Lützow mit festem Händedruck . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine seltsame Zeit . . .

Eine der größten Gutsbesitzerinnen Preußens ist durch die Kriegskontributionen so arm geworden, daß sie dem Staat ihre Güter für eine jährliche Rente von 2000 Talern abtreten will. Und Achaz kann auf seinen beiden Gütern auch nicht leben und sterben, weil die Einquartierung ihm das Getreide vom Halm und das Vieh aus den Ställen, die Milch und den Rahm und die Butter vom Kübel weg beschlagnahmt.

Seine Zuflucht auf dieser Erde ist eine kleine Berliner Wohnung, die er mit Lützow teilt.

„Jahn!" sagt Achaz resigniert und wirft den Gänsekiel auf das mit Zahlen bedeckte Papier. „Das Geld reicht nicht zum Kriegführen!"

Der Angeredete arbeitet an einem Vortrag, den er heute abend seiner Turnerjugend halten will.

„Hm!" sagt er nur. „Weiß ich! Dann wartet eben noch! Ihr seid zu hastig. Ich blicke weiter. Die Zeit ist noch nicht reif für Befreiungskämpfe. Wäre es schon so weit, dann würde ich nicht hier sitzen und federfuchsen, anstatt dreinzuschlagen. Aber ich habe meinen Jungens kaum klar gemacht, was Turnergeist und deutsche Geschichte ist, da knallt ihr schon los! Wir müssen uns diesmal besser vorbereiten als 1806.

„Die anderen haben es doch auch gekonnt, die Spanier! General Dupont hat mit 20 000 Franzosen in Andalusien kapitulieren müssen, die Spanier und Engländer haben fast die ganze Pyrenäenhalbinsel wiedererobert, und Napoleons Bruder Joseph mußte fliehen. Und wer war der Sieger? Volksscharen, Menschen, die zufällig wenig Geld hatten. Der Geist gewinnt die Siege. Denk auch an Tirol! Also ist es Zeit. Durch ganz Norddeutschland fegt die Welle der Empörung über die Bedrückungen."

„Sag ich meinen Jungens auch jeden Tag. Aber ich weiß auch, daß die größeren Bataillone, wie der Alte Fritz sagte, noch besser sind als Ungeübte. Und deshalb gehe ich jetzt hinaus auf die Hasenheide und lasse meine Jungens wieder turnen."

„Jahn, ich habe es dir doch damals in der Sterbenacht Preußens gleich angesehen: Du bist ein Kerl!"

Jahn hat seinen Vortrag fertig und will gehen. Aber in dem Augenblick gibt es draußen auf der breiten, alten, sanft ansteigenden Holztreppe ein Gepolter und Geschnaube, Männer und Frauen lachen und schreien, ein Kommando schallt, und als Achaz die Tür aufreißt, prallt er um ein Haar gegen einen Pferdekopf.

„Lützow, was fällt dir ein?" Aber der steigt seelenruhig ab und sagt höflich zu einem Engländer im graukarierten Anzug: „Bitte — Treten Sie ein!"

„Lord Irving!" stellt sich der Engländer vor.

Die Tür klappt zu. Der schnaubende Gaul wird wieder hinuntergeschafft.

„Herr Lützow hat mit mir gewettet, daß er die Treppe zu seinem Quartier hinaufreiten würde. Verzeihen Sie, meine Herren, die Störung!"

„Kannten Sie Lützow schon?"

„Ich habe ihn vorhin bei Scharnhorst kennen gelernt."

Achaz sieht den Engländer betroffen an. Scheint der aber Einfluß zu haben!

Lützow stürmt ins Zimmer und ruft! „Der Sieg muß begossen werden! Jahn, laß Wein holen! Alter Kumpan, du weißt, vom allerbesten, den unser Durst vertragen kann. Lauf, mein Junge, lauf, was deine Lunge hergibt." Jahn eilt zur Tür hinaus . . .

„Also das mit dem Gaul, das war eine Wette dieses ehrenwerten Lords. Ich habe sie gewonnen und bekomme 1000 Pfund!"

Irving zählt die Scheine auf den Tisch: „Hier mein guter Freund! Ich halte mein Wort." — Dann blickt er Achaz freundlich und aufmerksam an und sagt: „Ich soll Ihnen Grüße von Hortense Geraldi bestellen."

„Ah! Sie kennen die Geraldi? Wann und wo haben Sie mit ihr gesprochen?"

„Sie spielte Beethovens Es-Dur-Konzert in Convent Garden in London. Da lud ich sie in mein Haus ein. Seit meine Frau tot ist, wissen Sie, riechen bei mir zu Hause alle Dinge nach Vergänglichkeit. Ich habe Hortense Geraldi, die ich schon von Berlin her kannte, gebeten, dazubleiben, solange sie will, und mit ihrer Person und Musik wieder Leben in die Räume und die toten Dinge zu bringen."

Achaz sieht in Gedanken ihre Augen vor sich strahlen.

„So hat sie mich also nicht ganz vergessen . . ."

„Im Gegenteil. Sie sprach oft und gut von Ihnen."

(Fortsetzung folgt.)

Buch und Mensch.

Von **Werner Lenz.**

„Bücher haben ihre Schicksale." Nun, man kann dies gewiß wahre Wort des Terentianus Maurus noch erweitern und sagen: „Bücher gestalten auch Schicksale." Denn unverkennbar gehört das Buch — das gute wie das schlechte — zu denjenigen Kulturfaktoren, die besonders gründlich auf die Menschenseele einwirken. So ist denn das Buch pädagogisch, propagandistisch und — in seiner edelsten Form — gemüts- und verstandbildend — im Dienste des Staates und der Kirche, der Kunst und Wissenschaft, der Wirtschaft und des Volkstums von entscheidendem Einfluß auf das Geschick einzelner Personen und ganzer Völker gewesen.

Es hat eine Zeit gegeben, da war die Kunst des Lesens noch Vorbehalt erwählter Kreise. Eine magische Kraft ging vom Schriftwerk besonders auf die Analphabeten aus, woraus es sich erklärt, daß selbst heute noch in entlegenen Gegenden der Schriftkundige sich hohen Ansehens erfreut. Vom Zauberer im Märchen und vom Nekromanten des Mittelalters ist das Zauberbuch und das altehrwürdige Pergament nicht wegzudenken. Die „Sibyllinischen Bücher" galten dem frühgeschichtlichen Römer als die Quintessenz aller Weisheit, ein geheimnisvoller Nimbus, der sich bei schlichtgeistigen Menschen auch unseres Vaterlandes noch in dem starren Festhalten am „Buchstabenglauben" bis auf unsere Tage gerettet hat, mag man nun an die buchstäbliche Auslegung einer Bibelstelle, an das keineswegs ausgestorbene „Traumbuch" oder an den mehr und mehr verschwindenden, mancherorts aber noch maßgeblichen „Liebesbriefsteller" ungelehrter Schönheiten denken. Und wenn heute noch der Drucker und Setzer schmunzelnd von seiner „schwarzen Kunst" spricht, so zeugt das von einem berechtigten Stolz auf die bedeutungsvolle Arbeit des Buchherstellers. Ja, wir können darin eine halbbewußte Erinnerung an jene Zeit erkennen, da die Buchdrucker fast ausschließlich Gelehrte waren und Studenten als Gehilfen beschäftigten. Diese Zeit aber war die Epoche nach der Gutenbergischen Erfindung der beweglichen Lettern und Typen.

Den Wert dieser Kulturtat haben selbst die nationalstolzen Franzosen dankbar als deutsches Geisteswerk anerkannt. Schon 1473 rühmte Fichet in Paris laut: „Ein neues Licht hat uns das Geschlecht der neuen Buchhändler gebracht, die Deutschland überallhin entsendet." Und noch dreihundert Jahre später dichtete der gewiß nicht bescheidene Voltaire die Verse:

„In welchem Unrat watete mein Vaterland,
Bis dann ein deutscher Mann den Buchdruck fand!"

Um das Jahr 1500 herum besaß der Nürnberger Verleger Anton Koberger Geschäftsstellen in Frankfurt, Wien, Breslau, Budapest, Krakau, Paris, Lyon und Venedig. Schon 1480 gab es in 23 deutschen Städten Druckereien. Zwei Jahrzehnte später besaß Augsburg deren zweiundzwanzig. Gegen die immer unerträglicher werdende Nachdruckschmarotzerei erhielt zuerst ein Bamberger Bürger gesetzlichen Schutz durch ein Privileg für Alleinvertrieb einer bestimmten Druckschrift. Unter dem Mangel eines allgemeinen Nachdruckverbotes litten alle urheberrechtlich interessierten Personen. Das zeigt sich am deutlichsten in der Tatsache, daß die Verleger wegen der nachdruckenden Konkurrenz wirtschaftlich so eingeengt waren, daß sie fast niemals an ihre Autoren Entgelt zahlen konnten. Luther hat für seine rund hundert Bände nichts erhalten, ebenso erging es Hans Sachs. Der erste Schriftsteller, der von solchen Einkünften regelmäßig — wenn auch bekanntlich sehr kümmerlich — lebte, war Lessing. Frühere Verfasser hatten sich im allgemeinen damit begnügen müssen, ihr Werk mit einer sehr deutlich anspielenden Widmung an einen Fürsten oder sonstigen Mäzen zu „adressieren", um von diesem einen Ehrensold — daher der Name „Honorar" — zu erlangen. Nach erfolgreicher Bekämpfung der wildesten Nachdruckräubereien konnte der Buchhändler und Schriftsteller nur gewinnen. Der Verleger Cotta war ein wahrhaft „königlicher Kaufmann". Das geht unter anderem aus den Honorarsätzen hervor, die er seinen Autoren anwies. An Schiller zahlte Cotta bei Lebzeiten 24 000 Gulden und ungefähr das Zehnfache (!) an seine Erben. Goethe bezog allein von Cotta bis zu seinem Tode 270 000 Gulden. Die Erben erhielten für weitere Drucke noch rund 235 000 Gulden ausgezahlt. Nicht sehr bekannt ist es, daß der Alte Fritz als Besitzer der Berliner Schloßdruckerei auch Verleger war. Er zahlte anscheinend nicht schlechte Honorarsätze. Das kann man vielleicht aus der uns bekannt gewordenen Tatsache folgern, daß der Kunstzeichner G. F. Schmidt für die Illustrierung des friderizianischen Spottgedichtes „Palladion" 1086 Taler, und für die Bebilderung der vom Könige verfaßten Brandenburger Stammesgeschichte der Hohenzollern im Jahre 1751 ein Honorar von 2000 Talern erhielt.

An viele kulturelle Fragen hat das Buch sehr zum Mißfallen hoher Potentaten gerührt. Deshalb war es stets gefürchtet und oft auch — verboten! Die Bücherzensur der Reaktionszeit steht noch heute in üblem Andenken. Hingegen zeigte sich das deutsche Volk selbst auch mehrere Male als „Zensor", so bei dem Wartburgfeste 1817 und vor nunmehr vier Jahren — nach der nationalen Erhebung, als Schundliteratur aller Gattung auf den Scheiterhaufen kam. Erwähnenswert ist, daß mancher Autor selbst der grimmigste Fein seiner Schrift sein kann. Daß Felix Dahn seinen „Kampf um Rom" nicht verbrannte, verdanken wir seiner Gattin. Und Schiller hat seine „Räuber" als „vernichtungswürdig" bezeichnet. Sehr originell ist eine literarische Notiz von ihm selbst: „Der Verfasser der „Räuber" soll ein Arzt bei einem württembergischen Grenadier-Bataillon sein. Er muß starke Dosen in Brechmitteln lieben, ebenso in Gefühlsdingen! Ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben!"

Wohl dem Menschen, der ein Lieblingsbuch hat, an dessen Hand er stets wieder in das Land seiner seelischen Sehnsucht zurückkehren kann! Bismarck nannte den „Faust" seine „weltliche Bibel". Er erklärte, falls er einige Jahre auf einer einsamen Insel leben müsse, würde ihm als geistige Nahrung die Bibel und einige Bände Goethe ausreichen.

Andererseits führt das Buch auch den Menschen zum Menschen, indem es die Gedanken von Verfasser, Leser und einer sich ständig erweiternden Lesergemeinde miteinander verflicht. Zum größten Lobe aber gereicht es dem Buche, daß es uns selbst führt. Keine Mahnung ist schonender, kein Vorbild überzeugender, kein Wissen saatbeständiger und keine Anregung tiefer wirkend neben dem großen Rechnungsbuche unseres Pflichtlebens und neben dem ehrwürdigen Buche der Natur als das mit inniger Hingabe von uns erlesene Schriftwort unseres geliebten deutschen Buches!

Frühes Erlebnis.

Erzählung von **Theodor Heinz Köhler.**

Das gute Zimmer lag am Ende ihrer Wohnung in der großen Stadt. Es war stiller als die anderen Räume und immer ein wenig dämmerig, weil gegenüber steil die Mauern eines grauen Hauses aufragten und das Licht nahmen. Selten war jemand in diesem Zimmer. Nur Ostern, Pfingsten und auch Weihnachten deckte die Mutter den schwarzen Tisch mit einem blütenweißen Tuch, das sie aus einem Schrank holte, der seltsam duftete nach geheimnisvollen Dingen, und trug zierliche Tassen auf, die sie dem großen Büfett entnahm, das an der hinteren Wand des guten Zimmers stand. Sie saßen dann still und feierlich auf den hohen Stühlen. Der kleine Thomas wagte nicht zu sprechen, so ungewohnt war es ihm, er ließ nur die kurzen Beine am Stuhl herabbaumeln. Aber auch die Eltern sagten nichts. Der Vater rauchte eine Zigarre, tupfte behutsam die Asche am kristallenen Becher ab, daß ja nichts auf das Tischtuch fiele. Die Mutter indes goß Kaffee aus einer großen bunten Kanne ein, über die sie dann einen dicken Kaffeewärmer stülpte.

In dieses Zimmer floh Thomas dann und wann, wenn er allein sein wollte und darüber nachsann, warum Marianne, die nebenan wohnte, keine Mutter mehr hatte, während die seine einherging in den Stuben. Er lag auf dem Teppich, der sich weich durch das gute Zimmer zog. Der Tisch hob sich breit und gedrungen auf, eine Decke reichte herab, sie war mit Fransen umsäumt. Er lag auf dem Rücken und träumte, derweil er sich streckte und dehnte.

Er sah, daß die Tischbeine dickknollig waren und daß unter dem Klavier etwas Weißes lag, das er nicht erkennen konnte. Er blies die Fransen an, und sie bewegten sich sacht. Er wälzte sich hin und her und griff nach ihnen. Und plötzlich öffnete sich lautlos die hohe weiße Tür mit der goldblinkenden Klinke, und die Mutter trat ein. Ihr Kopf war über ihm, sie lächelte ihr gutes Mutterlächeln.

Thomas wollte sich aufrichten, er dachte, die Mutter würde ihn schelten, weil er in das gute Zimmer gekrochen war, aber sie drückte ihn sanft zurück und faßte behutsam nach seinem Arm und hob ihn empor, daß Thomas ihm verwundert nachblickte wie einem Fremden.

„Da, Thomas, siehst du die Uhr?“

Sie hielt seinen Arm in einer bestimmten Richtung, es war nach dem Büfett zu. Thomas sah dorthin. Ein hölzerner Kasten hing an der Wand, eine Uhr, vergilbt schon von den Jahren ihres Dienstes, mit einem dünnen Zeiger und lauter ulkigen Zahlen. Auf eine solche zeigte die Mutter. Thomas kannte die Ziffer noch nicht, aber er prägte sie sich ein, so gut es ging.

„Wenn der Zeiger — das spitze Ding dort — da steht“, sagte weiter die Mutter, „mußt du mich wecken!“

Der Kleine starrte sie an, nach einer Weile endlich nickte er. Wecken? fragte es in ihm. —

Die Mutter war gegangen. Thomas lag noch immer auf dem Fußboden, sah zur Uhr, daran das Pendel einförmig hin und her fuhr. Die Fransen der Tischdecke reichten herab wie zuvor und wollten angeblasen werden. Die Knollen an den Beinen des Tisches glänzten an den Rundungen. Aber Thomas achtete nicht mehr darauf, er blickte immerfort auf die Uhr an der dunkelgrünen Wand. Sie tickte dünn und blechern, aber das gehörte wohl zum guten Zimmer, er hatte es nie anders gefunden als mit diesem spitzen Auf und Ab.

Langsam, fast unmerklich rückte der Zeiger weiter, zitterte, schritt voran. Wo ist die Zahl? durchfuhr es Thomas plötzlich. Ist es die? Oder jene?

Er stemmte, gleichsam erwachend, sich hoch und stieß mit dem Kopf hart gegen die Tischkante. Seine Stirn schmerzte. Er preßte die Hand darauf und duckte sich, die Welle des Schmerzes ausrollen zu lassen. Dann hob er den Kopf von neuem. Die Uhr lief ihren Gang, sie ächzte und knarrte bisweilen, sie stöhnte, daß Thomas fürchtete, sie bliebe stehen oder es geschehe sonst etwas mit ihr, das seine Aufgabe verhindern würde.

Aber die Mutter sagte doch, da mußt du mich wecken, Thomas! Allein, die Uhr tickte, es war wie immer, der dünne Zeiger zuckte, setzte an und sprang bebend weiter.

Die Fransen, die sich so weich um die Nase legten, wenn man ihnen nahe kam, die dicken Tischbeine, überzogen mit hauchdünnem Staub, der Teppich mit den seltsamen eingewebten Bildern, das alles war vergessen, das lag weit hinter dem Jungen. Nur die Uhr war da, die Uhr, die, vergilbt schon, an der Wand sprach, wie sie es seit Jahren getan, und er, der aufpassen mußte, weil die Mutter es ihm befohlen hatte. Ach, es klang noch in seinen Ohren, als wäre es eben erst ausgesprochen worden, dieses „da mußt du mich wecken, Thomas!“

Er stand auf und trat vor das Büfett, breitbeinig, so klein er auch war; er mußte den Kopf aufrecken, daß ihm das Genick schmerzte, nur um die Uhr da oben zu sehen.

Der Pendel schwang voller Ruhe an der Wand dahin. Die war grün, ja, dunkelgrün. Den Jungen aber erfüllte quälende Unruhe, er scharrte mit den Schuhen auf dem Teppich und schlug die Arme, daß manchmal einer gegen seinen Leib baumelte. Aber sollte Thomas warten oder mußte er jetzt zur Mutter gehen?

Ach, wäre doch nie diese Uhr gewesen! durchschoß es ihn. Wäre doch nie die Mutter gekommen mit ihren Worten: „Du mußt mich wecken, Thomas!“ — —

Er würde jetzt noch auf dem Teppich liegen und die Franzen anblasen können, regungslos würde er liegen und vielleicht einem weißen Flaum entgegenträumen, das durch die Luft zu ihm herabsegelte. Aber nun stand er hier, hilflos und ohne Rat, weil er die Zahl vergessen, weil sie ihm davongeflogen, obwohl er sie fest angesehen hatte, als hätte er sie damit gleichsam festhalten wollen.

Die Uhr schnurrte ihre Zeit ab. Ach! es war ihr gleichgültig, ob der kleine Junge ginge oder bliebe.

Da quoll es voller Schmerz in ihm auf, ganz plötzlich stieg es bis zur Kehle hinauf und warf sich dann in den Kopf. Sein Blick suchte Halt. Aber die beiden Augen an der Schranktür, die gläsern funkelten, schienen plötzlich vom Leben erfüllt zu spötteln, zu lächeln, zu höhnen.

Da stürzt er aus dem Zimmer, weil der Schmerz in ihm so heftig wurde und immer noch anschwoll und das Innere zu zertreiben drohte, hastete hinüber in die Schlafstube und stieß die Tür auf. Das Gesicht der Mutter leuchtete weiß und von schwarzem Haar umrahmt ihm aus den Kissen entgegen.

„Die Uhr!“ schrie er heiser, und mit diesem Laut, der sich klagend wie der eines Tieres in der stillen, verhängten Stube aufwarf, brach der Schmerz aus ihm heraus, während er über die Schwelle stolperte.

Die Mutter hatte es wohl nicht gehört, ihr Körper hob und senkte sich fast unmerklich unter der Decke, er rüttelte nun an ihrer Schulter, wild, als sei etwas sehr Schlimmes geschehen. „Die Uhr!“ kam es nochmals von ihm, und er fiel über die Frau hin.

Da lag er nun weich bei ihr, viel weicher noch als auf dem Teppich in dem guten Zimmer. Weinte er?

Als er den Kopf hob, sah er, daß die Frau lächelte. Es war ihr liebes Mutterlächeln, das so gut tat zu jeder Zeit. Er schmiegte sich an sie und ahnte wohl voller Angst, daß hinter Traum und Spiel noch etwas Schweres steht, das auch durchschritten werden muß.



Bunte Chronik



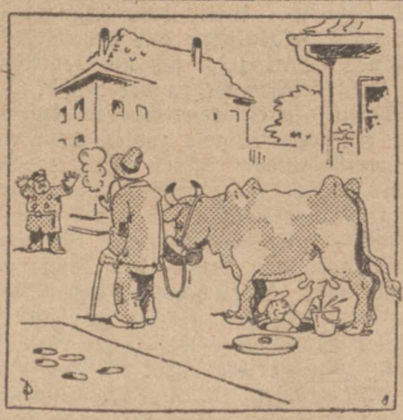
Die älteste Landkarte der Welt.

Die Kunst der Herstellung von Landkarten ist über 2½ Jahrtausende alt. Schon um 500 v. Chr. sollen die milesischen Gelehrten Aneximander und Aristogones in Metallplatten Bilder der damals bekannten Welt eingegraben haben, die aber verloren gegangen sind. Als älteste bekannte Landkarte galt stets die „tabula Pentingeriana“, benannt nach dem Augsburger Stadtschreiber und berühmten Altertumsforscher Pentinger, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts starb. Diese Pentinger-Tafel stammt aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. und enthält die Militärstraßen durch den größten Teil des weströmischen Reiches, ist also weniger eine Landkarte als eine Straßenaufzeichnung. Eine wirkliche Landkarte dagegen, Originalarbeit in Mosaik aus dem 6. Jahrhundert, fand man im Anfang des 20. Jahrhunderts in den Bodenresten einer byzantinischen Kirche zu Madaba in Palästina. Der größte Teil war wohlerhalten, und der Rest wurde glücklich wiederhergestellt. Diese Karte stellt Palästina vom Nil bis zum Oberlauf des Jordan dar, gibt charakteristische bildliche Beigaben wie Palmengruppen, Schiffe, Fische und enthält zahlreiche für die Ortskunde Palästinas wichtige Namen.



Lustige Ecke





Gelegenheit macht Diebe!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.